

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 67 (2011)
Heft: 6

Artikel: Jahrtausendworte - in die Gegenwart Gesprochen
Autor: Bartels, Klaus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-422008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Klaus Bartels

(Die folgenden Texte sind dem neuen Buch : «Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen», ausgewählt, übersetzt und vorgestellt von Klaus Bartels¹, entnommen; mit freundlicher Genehmigung des Autors.)

(Aus dem Vorwort:)

«**T**empora mutantur, et nos mutamur in illis», sagt das Geflügelte Wort: «Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns in ihnen.» Von Homer bis in die Spätantike erstreckt sich die in Worten zu uns sprechende «Antike» über vierzehn Jahrhunderte, und die vielerlei Epochen, von der Spätantike bis in die Postmoderne, machen zusammen noch einmal die gleiche Zeitspanne aus. Mit der jüngsten Globalisierung und der unerhörten Akzeleration der Kulturprozesse hat sich die Welt neuerdings so rasch und so stark wie nie zuvor verändert. Und doch gibt es viele teils eher, teils weniger bekannte alte Worte und Texte, die uns über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg im Wortsinne «unmittelbar» und überraschend eindringlich ansprechen. Ja, manche dieser alten Worte scheinen aus der fernen griechischen und römischen, so durchaus anders gearteten antiken Welt geradezu in die Gegenwart dieser jüngsten Jahrtausendwende hineingesprochen, sei's mit einer stillen, ernststen Mahnung, sei's mit einem fröhlichen Augenzwinkern.

Ubi bene, ibi patria

Ein Grieche der klassischen Zeit nannte sich mit Namen, Vaternamen und Bürgerort: «Sokrates, Sohn des Sophroniskos, von Athen».

¹ Klaus Bartels, Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen. Verlag Philipp von Zabern, Darmstadt/Mainz. 2011. 200 S., Fr. 28.90. Im Anhang des Buchs finden sich auch die genauen Stellenachweise der Zitate.

Mit der Unterwerfung Griechenlands unter die Makedonen 338 v. Chr. verlor die Polis, der Stadtstaat samt Umschwung, ihre Bedeutung, und der Alexanderzug öffnete geografische und politische Horizonte weit über die griechische Welt hinaus. Bereits am Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. hatte der attische Redner Lysias leidenschaftlich die Auflösung der althergebrachten Poliseinheit und das Aufkommen einer mobilen neuen Besitzbürgerschaft beklagt; neben der angestammten, lediglich zugefallenen Geburtsbürgerschaft kommt hier zugleich eine mit Entschiedenheit ergriffene Willensbürgerschaft in den Blick:

«Ich jedenfalls spreche einzig den Bürgern das Recht zu, über unsere Staatsgeschäfte zu Rate zu sitzen, die nicht nur von Geburt her Bürger der Stadt sind, sondern dies auch entschieden sein wollen. Denn für diese Bürger macht es einen grossen Unterschied, ob es unserer Stadt gut geht oder weniger erfreulich; ihnen scheint es ja unausweichlich, ihren Teil an den Lasten mitzutragen, wie sie ja auch alles Gute mitgeniessen. Jene anderen dagegen, die zwar als Bürger der Stadt geboren sind, im Übrigen aber der Ansicht anhängen, dass jeder Fleck auf der Erde ihnen Vaterland ist, wo immer sie ihr Auskommen finden - die werden sich leichthin über das Wohl der Stadt hinwegsetzen und ihren persönlichen Vorteil verfolgen, da sie ja nicht die Stadt, sondern ihren Besitz als ihr Vaterland ansehen.»

Kosmopolitismus

«Auf die Frage, woher er sei, erwiderte Diogenes: «Kosmopolites – Weltbürger!»»

Plutopolitismus

Die Anekdotentradition hat den vaterlandslosen Rucksack-Philosophen Diogenes mit dem Schlagwort «Kosmopolites – Weltbürger!» zum frühen Verkünder eines weit über die Mittelmeerwelt hinausschauenden, weit über die Antike hinausweisenden Kosmopoli-

tismus gemacht. Eine entsprechende, eher wahr anmutende Anekdote bezeugt daneben das Aufkommen einer anderen, nicht minder zukunftsträchtigen Spielart dieser schönen neuen Weltoffenheit, sozusagen eines «Plutopolitismus», in dem die goldene Kreditkarte zum weltweit gültigen Reisepass wird:

«Chrysipp erzählt, ein megareicher junger Mann aus Ionien habe sich in Athen aufgehalten und sei dort in einem Purpurgewand mit goldenem Saum aufgetreten. Als einer ihn fragte, woher er sei, habe er erwidert, er habe Vermögen.»

Die Gemeinschaft: ein Gewölbe

Ausgehend von der griechischen, stoischen Idee einer weltweiten Menschheitsgemeinschaft erhebt Seneca den damals bereits «geflügelten» Komödienvers «Homo sum, humani nil a me alienum puto», «Ich bin ein Mensch; nichts Menschliches nenne ich mir fremd», zum Leitspruch einer alle Grenzen überschreitenden mitmenschlichen Solidarität; sein Aufruf gipfelt in dem einprägsamen Bild eines römischen Rundbogens, in dem ein Block den anderen stützt, und das ganze Gewölbe umso fester zusammenhält, je stärker die einzelnen Blöcke zum Sturze neigen:

«Die Natur hat uns als Verwandte hervorgebracht, da sie uns aus demselben Ursprung und zu demselben Leben geboren hat. Sie hat uns wechselseitige Liebe zueinander eingegeben und uns zur Gemeinschaft miteinander fähig gemacht. Sie hat, was Recht und rechtens ist, begründet: Ihrer Satzung gemäss ist es erbärmlicher, einem anderen einen Schaden zuzufügen, als selbst eine Verletzung zu erleiden; ihrem Gebot gemäss seien unsere Hände bereit für die Hilfebedürftigen. Jener Vers sei uns so im Herzen wie auf den Lippen: «Ich bin ein Mensch; nichts Menschliches nenne ich mir fremd.» ... Unsere Gemeinschaft gleicht vollkommen einem aus Steinen gefügten Gewölbe, das augenblicklich einstürzen müsste, wenn sich die einzelnen Blöcke nicht wechselseitig daran hinderten, und das eben darin seinen Zusammenhalt findet.»

«Wir sind der Welt zur Last»

Viele Jahrhunderte, bevor der «Club of Rome» unsere Zeit an die «Grenzen des Wachstums» gemahnte, hat der Kirchenvater Tertullian im frühen 3. Jahrhundert n. Chr. mit rhetorischer Brillanz das unaufhaltsame Vordringen der Kulturlandschaften bis in die entlegensten Winkel des «Erdkreises» hinein vor Augen gestellt und geradezu die «Belastung» der ursprünglichen, natürlichen Welt durch das «Überhandnehmen des Menschen» beklagt:

«So ist es: Der ganze Erdkreis selbst steht uns dienstbar zu Gebote, und dies von Tag zu Tag üppiger kultiviert und reicher ausgestattet als am Tag zuvor. Alles ist bereits erschlossen, alles erkundet, alles voller Geschäftigkeit. Lieblichste Kulturen haben berüchtigtes Ödland weithin zum Verschwinden gebracht, Saatfelder haben die Urwälder zurückgedrängt, die Haustiere haben die Raubtiere in die Flucht geschlagen; Sandwüsten werden besät, Felsgründe werden bepflanzt, Sümpfe werden trockengelegt; Städte gibt es so viele wie früher nicht Häuser. Längst haben einsame Inseln ihren Schauer, Klippen und Riffe ihren Schrecken verloren; überall gibt es Häuser, überall Völker, überall Staaten, überall reges Leben. Das schlagendste Zeugnis für das Überhandnehmen des Menschen aber ist dies: Wir sind der Welt zur Last. Kaum reichen die vier Elemente uns noch aus, die Zwänge ziehen sich enger zusammen, und Klagen werden bei allen laut, während doch umgekehrt die Natur uns bereits nicht mehr erträgt. Wahrhaftig: Seuchen und Hunger, Kriege und Naturkatastrophen, die ganze Völker dahinraffen, müssen nachgerade als heilsame Eingriffe angesehen werden, gleichsam als ein Zurückschneiden des allzu üppig ins Kraut schießenden Menschengeschlechts ...»

Die Kunst, mit dem Wenigsten auszukommen

Sokrates hatte die «tausendfältige Armut», die er um seiner philosophischen Existenz willen auf sich genommen hatte, noch mit stiller Gelassenheit, einem vorweggenommenen stoischen Gleichmut, getragen. Eine beiläufig «zu sich selbst» gesprochene, einzig bei Dio-

genes Laërtios überlieferte Bemerkung ist dafür das reizvollste Zeugnis:

«Oft, wenn er über die Fülle der auf dem Markt angebotenen Waren hinblickte, sagte Sokrates zu sich selbst: <Wie viele Dinge gibt es doch, die ich nicht brauche!>»

Erst sein Schüler Antisthenes und sein Enkelschüler Diogenes, dieser randständige Rucksackphilosoph, haben die Sokratische Selbstgenügsamkeit gegenüber der luxugewohnten, übersättigten Gesellschaft jenes 4. Jahrhunderts v. Chr. demonstrativ und provokativ zu einer alternativen Lebensform erhoben. Da wird schon ein hölzerner Becher zum Massstab des Überflüssigen:

«Als Diogenes einen Knaben erblickte, der aus seinen Händen trank, kramte er seinen Becher aus dem Ranzen, schleuderte ihn fort und rief: <Tatsächlich – da hat mich doch ein Knabe besiegt in der Kunst, mit dem Wenigsten auszukommen!>»

Besitz und Gebrauch

In der Äsopischen Fabel vom «Habsüchtigen» kommt der Titelheld nicht in Tiergestalt, etwa in der eines gierigen Wolfes, sondern in Menschengestalt daher. Hier geht es nicht so sehr um die Habgier, mit der einer sein Hab und Gut vermehrt, als vielmehr um den Gebrauch, den einer von seinem Vermögen macht:

«Ein Habsüchtiger machte sein gesamtes Hab und Gut zu Geld und kaufte sich davon einen Klumpen Gold. Den vergrub er draußen vor der Stadtmauer und ging nun täglich dort hinaus, um nach seinem Schatz zu sehen. Ein Landarbeiter in der Gegend beobachtete sein häufiges Kommen und Gehen und traf mit seiner Vermutung das Richtige; nachdem der Mann sich wieder einmal entfernt hatte, grub er den Goldklumpen aus und schaffte ihn beiseite. Als der Habsüchtige das nächste Mal wiederkam und sein Versteck leer fand, weinte er tagelang und raufte sich die Haare. Ein Freund traf ihn

derart verzweifelt an, und wie er den Grund seines Unglücks erfuhr, sagte er zu ihm: ‚Trauere dem Gold nicht nach, mein Freund, sondern nimm irgendeinen Stein, verwahre ihn in demselben Depot und stelle dir vor, dein Goldklumpen liege immer noch dort. Denn auch, als er tatsächlich dort noch lag, hast du ja keinerlei Gebrauch davon gemacht.››

Vertagtes Leben

Im späten 5. Jahrhundert v. Chr. hat der Sophist Antiphon als Erster dazu aufgerufen, das Leben hier und jetzt zu leben:

«Es gibt Menschen, die das gegenwärtige Leben nicht leben, sondern sich mit viel Eifer erst noch darauf vorbereiten, als ob sie irgendein anderes künftiges Leben leben sollten, nicht dieses gegenwärtige, und währenddessen geht unvermerkt die Zeit vorüber.»

«Die Zeit allein ist unser Eigen»

«Vindica te tibi» ... «Erhebe Anspruch auf dich selbst für dich selbst ...» Mit dem Wort «vindicare», erhob der Römer förmlich Anspruch auf abhanden gekommenes Eigentum, etwa einen entlaufenen Sklaven, den er unversehens im Besitz eines anderen wiedergefunden hat. In dem Brief, mit dem Seneca die Sammlung seiner Altersbriefe an Lucilius eröffnet, geht es um den Anspruch des Menschen auf sein Eigenstes, auf sich selbst und seine Zeit:

«Ja, so mache es, mein Lucilius: Erhebe Anspruch auf dich selbst für dich selbst, und die Zeit, die dir bisher entweder geraubt oder unterschlagen wurde oder aus der Hand fiel, die Zeit sammle und bewahre! Mache dir klar, dass dies so ist, wie ich schreibe: Manche Stunden werden uns entrissen, manche entwendet, manche zerrennen uns unter den Händen. Am beschämendsten aber ist der Verlust, der durch Nachlässigkeit entsteht. ... Mache es also, mein Lucilius, wie du schreibst, dass du es machst: Alle Stunden halte fest umschlungen! So wird es dahin kommen, dass du weniger vom mor-

gigen Tag abhängst, wenn du deine Hand auf den heutigen gelegt hast. Während es aufgeschoben wird, läuft das Leben vorüber. Alles Übrige, Lucilius, ist fremdes Gut: Die Zeit allein ist unser Eigen. In den Besitz dieser einen allzeit flüchtigen und uns entgleitenden Sache hat die Natur uns eingesetzt, aus dem uns vertreibt, wer immer nur will. Und so gross ist die Torheit der – doch sterblichen – Menschen, dass sie sich die geringsten und nichtigsten, jedenfalls doch wieder ersetzbaren Zuwendungen, wenn sie sie erhalten haben, anstandslos anrechnen lassen, hingegen niemand sich als Schuldner betrachtet, der Zeit empfangen hat – während dies doch zugleich das Einzige ist, das nicht einmal der Dankbare zurückerstatten kann.»

Zeit zum Nichtstun

In einem nachmals berühmten Rechtsstreit um die Auslegung eines Testaments war Crassus, der «Rechtskundigste unter den Redegewaltigen», im frühen 1. Jahrhundert v. Chr. gegen Quintus Mucius Scaevola, den «Redegewaltigsten unter den Rechtskundigen», angetreten. In seinem Dialog «Über den Redner» legt Cicero dem berühmten Anwalt ein Selbstzitat aus dieser sogenannten «Causa Curiana» in den Mund; darin mokiert sich Crassus über einen zeitraubenden Perfektionismus, der dem Vielgefragten zugleich mit der Zeit die Freiheit nimmt:

«Die Sache verhält sich doch so: Die Vögel sehen wir zu ihrer Fortpflanzung und ihrem Nutzen ihre Nester anlegen und ausbauen und ebendiese Vögel, wenn sie etwas fertiggebracht haben, zur Erholung von der Anstrengung weithin und frei, ihres Tagwerks ledig, umherfliegen; geradeso hat unser Geist, wenn er von den Geschäften auf dem Forum und dem Tagwerk in der Stadt erschöpft ist, das Bedürfnis und das Verlangen, derart umherzuflogen, aller Sorge und Mühe ledig. Und so habe ich das, was ich in meinem Plädoyer für Curius zu Scaevola gesagt habe, nicht anders gesagt, als ich's allezeit empfunden habe, nämlich so: «Wenn, Scaevola», sagte ich, «erst einmal kein Testament mehr richtig aufgesetzt ist ausser denen, die du geschrieben hast, dann werden wir Mitbürger alle mit unseren Verfügungen einzig noch

zu dir kommen, wirst du uns allen die Testamente schreiben müssen – du als einziger. Was dann?», fragte ich. «Wann wirst du dann noch deinen öffentlichen Verpflichtungen nachgehen können? Wann den Geschäften deiner Freunde? Wann deinen eigenen? Wann wirst du, schliesslich, auch einmal einfach nichts tun können?» Und dann habe ich noch dies hinzugefügt: «Mir scheint nämlich der nicht ein freier Mann zu sein, der nicht zuweilen auch einfach nichts tut.»»

Drunnen und draussen

In seinen «Worten an sich selbst, Wegen zu sich selbst», hat Marc Aurel den Befreiungsschlag gegen die äusseren Umstände in einen paradoxen Aphorismus gefasst:

«Heute bin ich aus allem, was wir an äusseren Umständen um uns haben, hinausgetreten. Nein: vielmehr habe ich alle diese äusseren Umstände hinausgeworfen. Denn draussen waren sie gar nicht, sondern drinnen in meinen eigenen Annahmen.»

Ein Zwei-Personen-Stück

«Kein Leben ist nicht kurz», sagt Seneca am Ende eines seiner Altersbriefe mit der doppelten Verneinung einer alten Klage, doch nur, um sogleich ein anderes altes Bild dagegenzusetzen: «Wie bei einem Theaterstück, so kommt es im Menschenleben nicht darauf an, wie lange, sondern wie gut gespielt worden ist.»

Ein langes Alter, heisst es anderswo in diesen Briefen, sei weder sehr zu wünschen noch zurückzuweisen, und an dieser Stelle deutet ein hintersinniger Satz auf den anderen Akteur, der in diesem Stück bis zum letzten Akt mitspielt:

«Es ist erfreulich, so lange wie möglich mit sich selbst zusammen zu sein, wenn du dich zu einem Menschen gebildet hast, der es wert ist, dass du seine Gesellschaft geniesst.»